

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **5 (1925-1926)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

brachten ziemlich schwere Schlappen. Der Aufstand ist immerhin bis heute örtlich beschränkt geblieben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß in Syrien jemals so ernste Schwierigkeiten entstehen könnten wie in Marokko. Trotzdem ist die Angelegenheit gerade wegen ihres Zusammenfallens mit dem marokkanischen Feldzug unangenehm genug. Es wird ja behauptet, daß dahinter ebenfalls mohammedanische Wühlereien stecken.

Diese Ereignisse in den mohammedanischen Randländern des Mittelmeeres binden heute die Kräfte Frankreichs stark. Dadurch wächst sicherlich der Wille zu einer Verständigung in Europa. Andererseits werden durch alle die Eingeborenenbewegungen von Marokko bis China die europäischen Kolonialmächte wieder mehr und mehr in eine gemeinsame Front gedrängt. Es besteht deshalb die Möglichkeit, daß England und Frankreich wegen ihren kolonialen Verlegenheiten sich einigen und auch für Europa zusammen mit dem kolonialen Geschäft irgend einen Vergleich schließen. Schon lange kann man in der deutschen Presse Andeutungen über einen solchen „Ruhhandel“ lesen. Dabei hätte natürlich Deutschland die Kosten zu tragen.

So wird die Verflechtung aller Ereignisse rund auf der ganzen Erde zu einem unentwirrbaren Ganzen immer deutlicher.

U r a u, den 14. August 1925.

S e k t o r A m m a n n.

Kultur- und Zeitfragen

Mézières.

Auch dieses Jahr wurde der Bundesrat von den Veranstaltern der Auführungen in Mézières zu Gast geladen. Wie in früheren Jahren wurde die Einladung verdankt und angenommen. In fünf oder sechs schlichten eidgenössischen Staatsautomobilen fuhren am 20. Juni 1925 kurz vor zwei Uhr nachmittags die eingeladenen Gäste beim Festspielhaus in Mézières vor. Mit Ausnahme des Herrn Scheurer war der Bundesrat vollzählig erschienen. Erschienen waren ebenso der Kanzler der Eidgenossenschaft und der welsche Vizekanzler; der neue Vizekanzler für das deutsche Sprachgebiet unserer Eidgenossenschaft war am 20. Juni 1925 noch nicht gewählt, sonst wäre er in Mézières wohl auch mit dabei gewesen.

Die wenigen Festspielbesucher, welche zufällig Zeugen des historischen Schauspiels sein durften, nahmen republikanisch schlichten Anteil an der Auffahrt unserer obersten Landesbehörden. Der größte Teil der Festgemeinde jedoch hatte seine Aufmerksamkeit zweifellos noch wichtigeren Geschehnissen zuzuwenden. Wenige Minuten vor der Ankunft des Bundesrates war nämlich von Lausanne her im prunkvollen Limousinenwagen, die Trikolorestandarte hoch am Führersitz aufgesteckt, das französische Botschafterpaar vorgefahren. Die Nachricht von dieser Ankunft verbreitete sich rasch wie ein Lauffeuer. Aus allen Gassen des kleinen Dorfes, von der Trinkhalle her und aus dem Festspielhaus, kamen die neugierigen Scharen herbeigerannt. Niemand wollte sich das erhebende Schauspiel entgehen lassen, und als der Herr Botschafter und die Frau Botschafterin vor der großen Eingangstreppe Cercle hielten und die Häupter sich zum Handkuffe neigten, da war die Aufmerksamkeit des zahlreichen Publikums herzlich und allgemein. Die Spannung der Zuschauer steigerte sich sichtlich, als sich der Herr Bundespräsident und die übrigen Herren der obersten schweizerischen Exekutive dem erlauchten Kreise näherten und das französische Botschafterpaar mit Achtung begrüßten. —

Die Judith, wie von ihr im alten Testament geschrieben steht, ist mir lieber, als die Hauptfigur in der etwas dünnflüssigen Tragödie von René

Morax. Über die Dürftigkeit des Stückes konnte weder die geistvolle Inszenierung noch die blendende Ausstattung hinwegtäuschen. Die musikalischen Zutaten Arthur Honeggers erweckten auch da lebhaftes Interesse, wo sie dem Ohre nicht gerade lieblich tönnten. Die meisten Nummern waren in ihrem Gehalt so reich, daß sie den zerbrechlichen Rahmen des Dramas ein über das andere Mal zu sprengen drohten. —

Was, bei allen Heldeneidgenossen, hat die „Judith“ von René Morax, was hat die Aufführung in Mézières vor einem mehrheitlich französischen Publikum und vor dem Botschafterpaar der französischen Republik, mit dem offiziellen Besuch unseres Bundesrates zu tun? Spricht eine staatspolitische Notwendigkeit dafür, daß diese durch nichts gerechtfertigten Einladungen angenommen werden? Sind die Herren in Bern so sehr darauf veressen, den welschen Brüdern am Lemansstrande von Zeit zu Zeit ihre besondere landesväterliche Zuneigung durch eine Wallfahrt nach Mézières zu bezeugen? Ist es keinem der Magistraten je eingefallen, darüber nachzudenken, daß er vielleicht mit seiner Anwesenheit bei der Aufführung als Reklame für Morax und Mézières zu dienen hat? Die deutsche Schweiz gehört gewissermaßen auch zum geeinigten Vaterlande. Hier fällt es jedoch keinem Menschen ein, für dramatische Leistungen, auch wenn sie dem eidgenössischen Wesen noch näher liegen sollten, als die Aufführung eines alttestamentarischen Dramas, besondere Zeichen obrigkeitlicher Beachtung zu erwarten und entgegenzunehmen. Oder wie war das nur mit der Anwesenheit des Bundesrates an den Tellspielen in Dießenhofen oder in Altdorf?

Solche und ähnliche Gedanken mußten sich einem aufdrängen, als man nach der Aufführung, mitgerissen vom allgemeinen Strom, einer leichtgezimmerten Bretterhalle zusteuerte. Dort wurde den hohen Gästen — das französische Botschafterpaar war auch dabei — vom Organisationskomitee eine Erfrischung angeboten. In der offiziellen Begrüßungsrede gelang es dem Sprecher, eleganter und hemmungsloser, als wir es in unserer angestammten Muttersprache vermocht hätten, die Gestalt der alttestamentarischen Prophetin mit der Stauffacherin in Verbindung zu bringen. Es fehlte auch nicht der Hinweis auf die segensreiche Tätigkeit des Völkerbundes. Gottlob war somit endlich so etwas wie ein Zusammenhang zwischen der „Judith“ in Mézières und dem offiziellen Besuche des Bundesrates geschaffen. Das mußte unwillkürlich froh stimmen, denn anders hätte man bei dieser seltsamen Veranstaltung den Sinn und Zweck der mächtig an der Breitwand aufgesteckten Schweizerfahne nicht erfassen können. An diesem Unvermögen würde auch die Tatsache nichts geändert haben, daß der Herr Bundespräsident direkt unter dem weißen Kreuz im roten Feld Platz genommen hatte.

Adolf Bähler.

Komm lies!

Komm lies! — das ist der anmutige Titel des ersten Teiles einer vom Schweizerischen Lehrerinnenverein und Schweizerischen Lehrerverein herausgegebenen „Schweizerfibel in Druckschrift“. Komm lies! — sag auch ich, denn man soll sich eine Bürger- und Gewissenspflicht daraus machen, sich über Leben und Streben der Schule beständig ein wenig auf dem Laufenden zu halten. Es kann der Schule nämlich nichts Schlimmeres begegnen, als wenn sie anfängt, neben der Öffentlichkeit ein Sonderdasein zu führen, ohne lebendige wechselseitige Beziehungen zu schaffen und ohne Anregungen aus der Welt des tätigen Lebens zu empfangen. Bleibt sie durchaus auf sich allein gestellt, so triumphiert im besten Falle die Methodik; dann gelangt die Schule dazu, in beharrlicher Verfolgung methodischer Grundsätze, die ursprünglich dem Kinde dienen sollten, ein Unterrichtsideal zu schaffen, dem nun die Kinder zu dienen haben; dann ist die Schule nicht mehr für das Kind, sondern das Kind für die Schule da. Ich frage, ob nicht vielfach dieser Zustand heute bei uns erreicht ist.

Die Laien schimpfen gern und leicht über die Schule. Aber durchs Schimpfen pflegt der andere Teil wenig zu gewinnen. Der, dem es um die Sache zu tun ist, muß ihr schon einige Gedanken und innere Teilnahme schenken. Von vorneherein ist ein Einwand von der Hand zu weisen: daß man nichts von Schule und Unterricht verstehe. Man ist ja selber seine acht und mehr Jahre wenigstens passiv dabei beteiligt gewesen, man hat Kinder, für die man von der Schule ganz Bestimmtes erwartet oder befürchtet, man sucht ihre Aufgabe im Dienste des öffentlichen Lebens zu bestimmen und ist ihr deswegen einige Aufmerksamkeit schuldig — ist das nicht genug? Schule soll ein Stück Leben sein, und dafür kann jeder ein wenig Verständnis aufbringen.

Wäre dem nicht so, so dürften über die Fibelfrage z. B. ja nur die Lehrkräfte reden und entscheiden, die an Elementarklassen unterrichten. Der Elementarunterricht hat so viele technische, methodische Besonderheiten, daß ihm gegenüber alle, die nicht darin stehen, Laien sind. Und doch sollen sie etwas dazu sagen, nicht über das technische Detail, sondern über Ziel und Geist des Unterrichts und über Einzelheiten dann, wenn Ziel und Geist des Unterrichtes überhaupt durch sie in Mitleidenschaft gezogen werden.

Also reden wir unter uns Laien über die neue Schweizerfibel. Sie soll dem Leseunterricht, nicht dem Schreibunterricht dienen, ist also eine Druckschriftfibel. Inwiefern das zweckmäßig ist, müssen die Fachleute ausmachen, ebenso liegt es bei ihnen, eine Neuerung in der Ausstattung der Fibel zu beurteilen: die neue Fibel erscheint nämlich nicht in Buchform, sondern als Mäppchen, in das die losen Blätter der Fibel hineingeschoben werden. Diese Blätter sind beidseitig bedruckt und bestehen aus — wie mir scheinen will — gar dünnem Papier. Aber solche Fragen der Ausstattung werden selten im ersten Anlauf endgültig gelöst, und wir haben uns an den Inhalt zu halten.

Emilie Schächli hat der neuen Fibel ein Geleitwort mitgegeben, worin es unter den „Leitsätzen“ heißt: „Der Lesestoff diene seinem ersten Zweck: Er ist dazu da, gelesen zu werden... Die Kinder sollten das Lesen fast von sich aus erlernen. Dazu verhelfen die Freude am Text und Bild und das Arbeiten am Sechstasten.“ Und nun der Text der Fibel? Die erste Seite lautet (unter einem Bilde, das ein paar Kinder auf dem Schulweg darstellt):

so so Anna
ja ja Hans
so so ja ja
da Anna
da Hans
Anna da Hans da
da da da da
so so

Von weitem sieht das ein wenig einfältig aus — ja nicht etwa einfältig im Sinne der Kindertümmlichkeit, sondern einfältig im Sinne der künstlerischen Seite des Dadaismus, und man hat es schwer, daran zu glauben, daß dieser Text beim Kinde inhaltliches Interesse oder gar Freude erwecken werde. Diese Wörterparade ruft Erinnerungen an die trüben Rechnungsbüchlein wach, wo die Exempel wie die Rekruten im Kasernenhof ausgerichtet nebeneinander standen. Der Reiz der Stunde bestand darin, wieder eine Reihe hinter sich zu bringen, und ihre Anstrengung, bei der Sache zu bleiben und nicht den abirrenden Gedanken zu folgen. Aber Freude, Interesse, Teilnahme an der Sache?

Sieht man die Fibel, bezw. das Geleitwort dazu genauer an, so wird man inne, daß das, was die Fibel bringt, gar nicht der ganze Text ist. Die Fibel bringt den zu einem methodisch aufgebauten Leseunterricht erwünschten Extrakt von Wörtchen aus einer erst noch vom Lehrer zu schaffenden Erzählung oder Schilderung. So bemerkt das Geleitwort „Zum Inhalt der Leseblätter“: „Anna, Lili, Elsi, Rosi, Hans, Rudi, Heiri, Gusti sind Erstkläßler, die wacker zur Schule gehen und dabei ein herzlich fröhliches Völklein bleiben. Die Schule ist ihnen eine Freude, sie und die Zeit außerhalb derselben, Herweg,

Heimweg, Abend, sind so erlebnisreich, daß sich darüber ein interessantes Buch schreiben ließe. Wir greifen für unsern Leseunterricht einzelne kleine Erlebnisse heraus. Jeder mag sie seinen Verhältnissen entsprechend noch einfacher oder reicher gestalten und schildern. Es ist sehr gut möglich, die im Text verwendeten Ausdrücke aus anderem Inhalt als dem nun folgenden hervorgehen zu lassen. Die hier verwendeten Erlebnisse dürften sich überall in ähnlicher Weise abspielen.“ Zur ersten, oben angeführten Übung wird dann folgender Unterrichtsgang vorgeschlagen: „Erzählen: So, so, kommst du zur Schule Lini, so Hans ist auch da, da Lili, da Rudi, da Heiri, so so, alle seid ihr da! begrüßte die Lehrerin ihre neuen Erstkläßler. Ja, ja, nun haben wir viele Kinder. Da können wir so fein spielen zusammen. Ja, das wird hübsch. Spielen wollt ihr doch gern, nicht wahr? O ja! Ja, ja! Ja, ja! rief es von allen Seiten und viele frohe Augen redeten mit. Es wurde so, und die Kinder kamen so gerne zur Schule. Von der Wandtafel lesen (nach Vorfagen und Vorzeigen!). So, so Hans, So Lili, du bist da! So, so! So viele Kinder sind da. So, so! so, so! Alle „so“ unterstreichen. Wortbild „so“ ausschneiden oder austheilen und auf Kärtchen aus blauem Hestpapier kleben. Buchstabentäfelchen „s“ „o“ austheilen und das Wörtchen aus diesen unbenannten Teilen zusammensetzen, einigemal, auch auswendig u. s. w.“

Die Frage nach dem Vorzug des hier vertretenen analytischen Leselehreverfahrens wollen wir unberührt lassen, da wir ja unter Laien sind. Aber die andere Frage muß beantwortet werden, ob nach menschlichem Dafürhalten ein normal geartetes Kind an dem vorgebrachten Text oder gar an dem methodischen Extrakt besonders Reiz finden werde, so daß das Innenleben des Kindes bewegt, seine Seele geweitet, sein Herz beglückt wird. Die Laien zweifeln daran. Sie haben den Eindruck, daß die Verfasserin der Fibel ohne Zweifel eine gewiegte und überlegte Praktikerin und Methodikerin ist, aber aus ihrer Fibel lernt man auch gar nichts als lesen, und wer es schon kann, seufzt erleichtert auf.

Bleibt die Poesie bzw. der Gehalt der Bilder. Sie stammen von Hans Witzig, der seinen bedeutenden Namen als Illustrator von Kinderbüchern und durch seine wertvolle Anleitung zum Wandtafelzeichnen hat. Er hat dem Werklein trefflich gearbeitete Bilder mitgegeben — ausgezeichnete Vorlagen zu Wandtafelzeichnungen, aber das Herz bleibt (namentlich bei den farbigen Bildern der ersten Blätter) kühl, die Bilder sind zu wenig „lieb“, zu wenig beseelt. Vielleicht vermochte der Text den Künstler nicht recht zu erwärmen — lieber Laie, wie begeistert hättest du zu jener ersten Seite ein Helgelein gezeichnet und gemalt?

Der erste Zeitsatz der neuen Fibel befaßt sich mit der Frage der Wirtschaftlichkeit: „Sie diene den Erstkläßlern aller deutschschweizerischen Kantone! Das ermöglicht größern Umsatz. Größere Mittel stellen Gediene in Schrift und Bild, nach Inhalt, Form und Umfang zu mäßigem Preise her!“ Das sollte nicht am Anfang stehen. Es wird immerhin gut sein, wenn es in der Schweiz neben dieser Fibel noch andere gibt, besonders, weil die Wirtschaftlichkeit sofort ein bedeutendes Opfer verlangt, wie im zweiten Zeitsatz zu lesen ist: „Die Sprache ... ist zunächst die lebende Schriftsprache, weil die Mundarten von Kanton zu Kanton und schon innerhalb der Kantongrenzen zu verschieden sind. Die Schriftsprache ist doch vielfach der Mundart ähnlich und kann in einfacher Ausdrucksweise von den Kindern leicht verstanden werden. Verschen und Lieder der Mundart wollen ja nicht vom ersten Unterricht ausgeschlossen sein. Sie bleiben dem mündlichen Vortrag durch Lehrer und Lehrerin vorbehalten.“ Es war bisher unseres unmaßgeblichen Erachtens ein Hauptverdienst guter Schulen, daß sie — besonders in den untern Klassen — auf eine gute und unverblähte Mundart hielten und sie pflegten. Jetzt soll schon in der ersten Klasse, damit die Fibel einen größern Absatz finde, der Mundart eine Aschenbrödelrolle zugewiesen werden, und an ihre Stelle tritt die „lebende Schriftsprache“. Richtiges Schriftdeutsch wird ja trotz den acht und mehr Schuljahren nur ein geringer Teil aller Kinder lernen, tut man

gut daran, sie immer mehr der Mundart zu entfremden? Hat ihnen denn die Schule überhaupt viel Besseres zu geben? Es soll nicht heißen dürfen, daß dem, der zur Schule geht, auch das genommen werde, was er hat. Und ob man auch an andern Orten finde, daß die Schriftsprache doch vielfach der Mundart „ähnlich“ sei, bleibt eine Frage.

Die Laien wenden sich leicht geärgert ab: Es ist immer noch dasselbe, was sollen wir an solchen Schulangelegenheiten rühren, es wird ja doch nicht anders.

O ja, es wird anders! Und weiter wird uns die Fibel führen: „O, mir hei ne schöne Ring! Den Kindern des ersten Schuljahres von Professor Dr. Ernst Schneider, Riga, mit Bildern von Emil Cardinaug.“ (Bern 1925, Staatlicher Lehrmittelverlag.) Um die Bilder vorwegzunehmen: sie sind mir zu burschikos, zu wenig kindlich und erinnern manchmal an Witzblattillustrationen. Aber der Text! Es ist unfassbar, daß das Buch, wie man mir versichert, eine auch methodisch ausgezeichnete und fein verwendbare Fibel sein soll — so wenig sieht das Werklein einem langweiligen Schulbuch ähnlich, so wenig steht ihm die Methodik an der Stirn geschrieben. So hebt das Büchlein an:

sum sum sum
 Bienchen, summ herum!
 Ei, wir tun dir nichts zuleide,
 flieg nur aus in Wald und Heide,
 sum sum sum
 Bienchen, summ herum!

Dabei lernt das Kind das Wörtlein „sum“ lesen, und von wie Vielem kann es erzählen und sich bei diesem Anlaß von anderen berichten lassen! Über einigen Seiten heißt es dann:

bi bi
 bi be li bi
 will dr es bizeli zfrässe ge,
 ha di hüt no niene gseh,
 chumm, chumm
 bi be li bi.

Und so wird das Kind mit einem ganzen reichen Schatz von Kinderversen und Kinderliedern bekannt und vertraut und lernt dabei ganz unvermerkt das Lesen! Oder umgekehrt: es lernt lesen, und nebenbei wird es in unsere prächtige volkstümliche Kinderpoesie eingeführt, die nimmermehr untergehen darf. Und sie ist unverwundlich, und alle hundertfältige „Behandlung“ vermag sie nicht zu verderben noch einem zu verleiden. Man muß Lehrer gehört haben, die noch erfüllt von dem Erlebnis von dem Unterricht nach dieser Fibel erzählten, oder von Vätern wissen, die dieses Buch ihres Kindes in stillen Stunden selber zur Hand nehmen, oder Kinder sehen, die immer und immer wieder — auch in späteren Schuljahren — zu dieser Fibel greifen: des Glücks ist kein Ende.

Kein Zweifel: die Fibel von Dr. Schneider zeigt den Weg an, der beschritten werden muß, und wir wollen hoffen, daß neben der etwas papierenen Einheitsfibel an manchen Orten in der Schweiz herum man ein Lesebüchlein für die Erstkläppler schaffe, das auch für die Laien und besonders für die Kinder zum Quell der Freude und später zu einer lieben Erinnerung wird.

Carl Günther.